

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

Nr. 46.

Erster Jahrgang.

14. November 1857.

### Z u r u f.

Auf die höchsten Höhen  
Pflanze dein Panier,  
Durch die Lüfte wehen  
Laß es für und für.

Lösung sei der Wahrheit  
Morgenhelles Licht,  
Und des Rechtes Klarheit,  
Die durch Nebel bricht;

Daß zu dir sie schauen  
Wie zur Sonne Strahl,  
Daß auf dich sie bauen  
Eine Burg zumal.

Sei ein Gotteskrieger  
In dem heil'gen Krieg,  
Kämpfe muthig weiter,  
Ist auch fern der Sieg.

Gegen alles Schlechte  
Kämpfe du voran,  
Fällst du im Gesichte,  
Falle als ein Mann.

Schaue nicht zur Seiten,  
Scheu' nicht Welt noch Spott,  
Laß dich Wahrheit leiten —  
Und mit dir sei Gott!

L. A.

### Wallenstein's Geist.

Nordöstlich von der Stadt Gitschin im blühenden Böhmen liegt in einer reizenden Gegend auf einer sanften Anhöhe, von grünenden Hügeln und Wäldern umgeben, ein weitläufiges Gebäude, dessen regelmäßige Bauart und massive, von der Länge der Zeit geschwärzte Mauern dem Wanderer sogleich sagen, daß seine ursprüngliche Bestimmung nicht die eines gewöhnlichen Wohnhauses war. Die düstere Ruhe, nur durch das Rauschen des Windes in den Wipfeln der uralten Tannen unterbrochen, ist ganz geeignet, die Seele zu beschaulichen Betrachtungen zu stimmen, und so mancher starke Geist mag hier, dem thatkräftigen Wirken für das Wohl seiner Mitmenschen entzogen, in der schiefen Richtung seiner Zeit, unter nutzlosen Meditationen, unter Entbehrungen und freiwilliger Mühsal

des Körpers verkümmert sein: es ist die Waldiger Karthause, die von dem großen Wallenstein, dem gefürchteten Friedländer, erbaut und durch 150 Jahre die Ruhesätte ihres Gründers wurde, bis sie endlich durch des erleuchteten Josef II. Nachwort das Schicksal der meisten Klöster theilte.

Eines schönen Herbstmorgens im J. 1640 sah man einen Reitertrupp sich dem Kloster nähern; der Anblick der prächtigen Gebäude beflügelte ihre Eile; sie hofften bei behäbigen Mönchen gastliche Aufnahme und reichliche Entschädigung zu finden für den forcirten Ritt; Krieg und Pestilenz hatten das Land verheert, die Gegend war öde und menschenleer. Vergebens späheteten die Führer des kleinen Zuges nach einem lebenden Wesen, das ihnen hätte Aufschluß geben können, ob die gastlich winkenden Räume leer oder vielleicht vom Feinde besetzt seien, der ihnen im Hinterhalte Verderben drohte.

Das Stampfen der Hufe auf dem hochgeplasterten Eingange hatte den einzigen Bewohner, den das Haus noch beherbergte, aus seinem Stübchen gelockt; ein Greis mit einem Silberbarte, das haarlose Haupt mit einem Käppchen bedeckt, in eine Kutte gehüllt, hieß die Gäste willkommen.

„Geda, Alter!“ riefen mehrere Stimmen zugleich; „nun frisch aufgetischt, bringt Wein und kernigen Imbiß! Hunger und Durst wollen wir nicht leiden, wenn wir im Kloster einsprechen.“

„Ihr kommt von ferne, liebe Herren, und wißt wohl nicht, daß Eure Kameraden Küche und Keller schon geleert haben. Für Eure Pferde wird frisches Gras im Garten gewachsen sein; doch Burgunder und Rheinwein ersetzen sich nicht so schnell, als sie vergeudet sind,“ entgegnete der alte Mann mit ruhiger Miene.

„Macht keine Schnurrpfeifereien und laßt alles unnütze Geschwätz; solche Ausflüchte kennen wir, sie helfen Euch aber nichts. Holt den Schlüsselbund und thut, wie Euch befohlen,“ herrschte Einer dem Greise zu.

„Wird nicht nöthig sein, Schloß und Riegel sind zertrümmert und die Thüren meist aus den Angeln gehoben. Ihr werdet daraus erkennen, daß Ihr nicht die Ersten seid, die uns die Ehre eines Besuchs erwiesen.“

Die Soldaten hatten sich mittlerweile von den Pferden geworfen und waren eben in der Laune, ein tüchtiges Frühstück zu nehmen, als die Rede des Wächters das Erwartete zweifelhaft machte. Die Hoffnung auf einen Krug Wein gibt

jedoch kein Soldat so leicht auf, viel weniger, daß diese durstigen Gesellen sich mit den Worten des Greises begnügt hätten.

„Höre, alter Schelm!“ eiferte Einer, dessen schmuckeres Aussehen und blühendes Gesicht eine gutmüthige Seele verrieth, „treibe keinen unzeitigen Scherz; wir wollen Dir die Mühe sparen, uns die Humpen zu füllen; zeige uns den Weg zum Lager, nimm Kannen mit und Licht, wir werden uns selbst berathen.“

Der Alte that nach Befehl und erschien in Kurzem wieder mit einer Laterne. Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Kellergewölbe hauchten kalten Athem den lebensfrischen Gesichtern der Zechlustigen entgegen, auf dem Steinpflaster hallten ihre Schritte, und schon sahen die vom Dunkel geblendeten Augen beim Scheine der emporgehaltenen Leuchte die runden Bänche der gewaltigen Fässer.

„Seht, Kameraden, die warten auf Erlösung! schnell die Kannen her!“ rief freudig der Vorderste.

„Mäßig Eure Lust, prüfet vorerst und sehet, was ihr Inhalt,“ sprach näher tretend der Alte. Da klopfen nun wenigstens zwanzig erfahrene Finger an die schwarzen Dauben, und der hohle Ton, den die Fässer, ihre Leere betauernd, zurückgaben, überzeugte sie bald, daß hier nichts mehr zu finden. Dessenungeachtet blieb kein Gewölbe unbetreten und kein Eimer ungeklopft.

„Du hast wahr gesprochen, alter Graukopf,“ hub Einer nach kurzer Berathung mit den Andern an. „Da Küche und Keller leer sind, öffne uns nun die Kapelle; gelüftet es uns auch nicht nach Euren Heiligen, so haben sie doch Mancherlei anhangen, was wir vielleicht besser brauchen.“

Betroffen von der frevelnden Rede des Soldaten, wagte der Greis kaum einige abwehrende Worte; der Wille der ungebetenen Gäste leitete seine Hand und er öffnete zitternd die Thür zum Kirchenschiffe.

Bar's nun Pietät, die auch den Verwilderten an heiliger Stätte im Zaume hält, oder weil nichts mehr zu nehmen war, die Motte zog ruhig, aber eifrig spähend bis in die Mitte der Halle.

„Hier liegt der Friedländer!“ rief freudig erschreckt der Führer und heftete die Augen auf die Inschrift eines Steines, den er so eben im Begriffe war, zu überschreiten. „Hier, Freunde, kommt und leset!“ — Diejenigen, welche lesen konnten, drängten sich hinan und fanden bestätigt, was jener verkündet hatte.

„Der es mit dem Bösen hieft!“ — „Der uns so oft einheizte!“ — „Der den Gustav Adolph erschlagen und sogar selbst König sein wollte!“ riefen mehrere Stimmen durch einander.

„Derselbe!“ bejahte der Sergeant, „und den wird man nicht wie einen Bettler begraben haben; der liegt gewiß in einem silbernen Sarge mit allen Ketten und Gnadenzeichen, die er vom Kaiser, seinem Herrn, erhalten.“

„Und die Krone, nach der er im Leben strebte, wird man ihm wohl auch aufgesetzt haben,“ ergänzte ein Anderer.

„Er machte ja selber Geld, wie unser einer Spreu,“ meinte ein Dritter, „und ließ seine Kasse mit Silber beschlagen und tränkte sie aus Becken von Marmelstein.“

„Ha, Freunde, welch' ein Fund!“ hörte man den Korporal jubeln; „darum haben die heuchlerischen Mönche alles so mauserein gefegt, um Niemand her zu locken; haben auch wohl ihre ersparten Sümmechen da verwahrt.“

„Nun frisch, legt Hand an und sputet Euch,“ munterten mehrere Soldaten auf, die in der Eile, was sie an Hacken und Eisenstangen gefunden, herbeigebracht hatten. Der gewaltige Stein mußte den vereinten Anstrengungen bald weichen. Der Eingang war nun offen. „Steige voran, Alter, hast den Weg vielleicht öfter schon gemacht,“ befahl Einer. Langsam stiegen nun die Soldaten, den Wächter mit dem Lichte an der Spitze, die steilen Stufen hinab. Keiner von ihnen vermochte eines leisen Schauers sich zu erwehren, der auch den Muthigsten in der Nähe des Grabes, der unverleglichen Ruhestätte Verstorbener, zu überkommen pflegt. In der Mitte des düstern Gewölbes standen auf einer Erhöhung neben einander zwei große eichene Truhen, in der matten Beleuchtung riesengroß, welche die zinnernen Särge und in ihnen die morschen Ueberreste Albrecht's von Wallenstein, Herzogs von Friedland, und seiner ersten Gemalin Lucretia v. Landeck bargen.

„Da ruht der unglückliche Feldherr,“ sagte mit ernster, fast bebender Stimme der Alte, auf den rechts stehenden Sarkophag deutend und zog sich zurück, um nicht in unmittelbarer Nähe der Entwürdigung der Leiche eines Mannes zu sein, dessen Bild aus den Zeiten der Blüthe seiner Macht ihm lebendig vor die Seele trat.

Mit großer Gewandtheit wußten Einige schnell den äußern Deckel zu erbrechen und auch von dem zweiten Sarge den Obertheil abzuschrauben. Die schwere Decke hob sich und ließ den Leichnam des großen Todten sehen. Das Gesicht hatte jeden Ausdruck verloren, die Haut war braun geworden wie Leder, die eingefallenen Wangen machten die starken Backenknochen kräftiger hervortreten, die gestreckte Nase erschten durch ihre geringere Breite noch länger und überragte die festgeschlossenen Lippen, die sich durch ihre Farbe von dem übrigen Antlitz nicht mehr unterschieden. Der Körper war eingesunken und dürrig, und ließ nicht mehr ahnen, welche weitausgreifende Pläne der Geist faßte, dem er einst Hülle gewesen.

Doch nur kurze Zeit vermochte der Anblick dieser gefallenen Größe die wilden Gemüther von ihrem Vorhaben abzuziehen; sie fingen nun an, nach den vermutheten Schätzen zu suchen. Allein man hatte Wallenstein schmucklos begraben: ein einfaches Habit verhüllte die Leiche, keine Krone deckte das stolze Haupt, keine Ketten von Gold umschlossen die ehrgeizige Brust, und an den schmalen Fingern blitzte nicht ein Ringlein den habgierigen Blicken seiner Ruhesünder entgegen.

„Wie einen Mönch haben ihn die Mönche begraben, nicht wie einen Fürsten; den reichsten Mann seiner Zeit einem Bettler gleich zu Grabe gelegt!“

„Wir sind betrogen von diesem lügnerischen Schufte, der uns eitel Moder und Staub gezeigt, statt glühenden Goldes!“ riefen die in ihrer Hoffnung betrogenen Soldaten. Ihr Unwille machte sich in Worten Luft; sie schmäheten und schimpften den armen Alten, schlugen und stießen ihn jämmerlich, daß er bald ohnmächtig auf den kalten Boden niedersank.

„Laßt ihn vermodern bei der Bettlerleiche, auf daß er wisse, wie wir solchen Spott bezahlen,“ rief Einer erboßt und dem Greise noch einen Fußtritt versetzend. Der rohe Vorschlag fand den Beifall der Menge, und trotz dem Widerstreben Einzelner ließen sie den halbtodten Wächter neben dem eröffneten Sarge liegen, schritten die Treppe hinan und verschlossen den Eingang wieder mit dem großen Steine.

Lebendig begraben, laut jammernd, den Todeschweiß auf der Stirne, sah der Arme seinem letzten Stündlein entgegen, indeß die Tritte der abziehenden Rotte in der Kirche verhallten. Scham und Aerger beflügelten ihre Schritte, sie eilten, aus dem leeren Neste zu kommen, schwangen sich auf ihre Rosse und jagten mit schadenfrohem Lachen davon. Nur der Eine, der jugendliche Führer des Zuges, machte sich Vorwürfe, dem grausamen Muthwillen seiner Untergebenen nicht fester entgegen getreten zu sein, und bereuete bitter, das Bubenstück nicht verhindert zu haben. Er sann auf Mittel, den Eingekerkerten zu befreien, sann lange hin und her; sein sonst offener Geist blieb unfruchtbar. Siehe, da bot der Zufall seine Hand. Eine Staubwolke in geringer Entfernung leitete Aller Aufmerksamkeit dahin; es war eine Abtheilung ihres Corps, die ihnen entgegen zu kommen schien. In Kurzem waren sie beisammen.

„Woher? wohin? was gibt's?“ waren die gegenseitigen Fragen nach dem kurzen militärischen Gruße, mit dem man sich guten Morgen sagte. „Wir haben,“ versetzte der schmutze Korporal, „dem Wallensteiner Besuch abstatten und die Schätze in seiner Gruft, denn man macht viel Redens davon, aufheben wollen. Was hilft so was dem Todten! unser Einem thät's wohl. Aber kaum sind wir an der Arbeit, so heißt's, der Feind ist in der Nähe stärker als wir, und nun war's Zeit zum Rückzuge. Das Herz thut uns weh, daß wir fort mußten. Gerade gut, daß Ihr kommt, Guer sind mehr; fäisch, Kameraden, über'n Feind her und hebt den Schatz beim Friedländer. Ihr laßt uns auch ein Theil zukommen. Wir können uns nicht länger aufhalten, sind schon seit vorgestern fort. Ihr findet's leicht, seht dort das Weiße, das ist die Kirche, in der Mitte d'rin ein Stein und d'runter der Schatz!“ belehrte er noch weiter und kommandirte dem Zuge Marsch.

Mit offenen Mäulern hatten die Reiter diese Rede gehört und ließen sie nicht umsonst sein. Ein Schatz in solcher Zeit war nicht alle Tage zu finden, wo seit Jahren der Schwanz am Hunde nicht sicher war. Die Berathung war kurz und der Beschluß, die Kleinodien zu holen, bald gefaßt. Sie flogen auf's Kloster zu. Doch der Feind ist in der Nähe! Sie spähen und lugen in die Stunde, gewahren aber bald nichts als im blauen Nebel die fernen Gebirge und den Staub, den die Rosse ihrer davoneilenden Kameraden aufwirbeln. Die Abtei ist bald erreicht; der Durst nach Gold ist größer als der mächtige Drang nach Wein, sie verlieren ihre Zeit nicht mit dem nutzlosen Durchforschen der Keller, wie ihre Vorgänger. Die offenen Kirchthüren bestätigten die Aussagen ihrer Brüder, noch mehr die umherliegenden

Eisen- und Brechstangen. Der bezeichnete Ort ist gesunder und sogleich Hand an's Werk gelegt. Den nervigen Häuten gelingt es mit wenig Mühe, den Stein abzuwälzen, und schon sind die Kühnsten die Stufen hinabgestiegen, da erhebt sich der eingeschlossene Hüter leichenblaß, mit Blut besetzt, ein leidhaftiges Todtenbild, vom Boden und schreiet schwankend den Ankommenden entgegen. Da fährt ein furchtbarer Schreck durch die Glieder der Reiter. „Wallenstein's Geist! ein Geist!“ vermögen sie kaum aus angstgepresster Kehle zu schreien. „Ein Geist! ein Geist!“ pflanzt sich's fort von Mund zu Mund, und schneller als sie gekommen, stürzten sie die Treppe hinan; im Nu sind sie auf ihren Pferden und sprengen eiligst davon. —

Das ist die Geschichte „von Wallenstein's Geist,“ und jeder sonst unerschrockene Krieger, der an dem Abenteuer Theil genommen, schwur auf Stein und Wein, er habe ihn gesehen. S. 6.

## Entstehung der jetzigen Pflanzenwelt.

Von J. F. Schouw (Kopenhagen).

(Schluß.)

„Ein anderer Grund, der Alpenflora ein junges Alter beizulegen, liegt in der abnehmenden Wärme, der allmähigen Abkühlung der Erde. Ist nämlich die Erdrinde nach und nach kälter geworden, so müssen doch auch die Pflanzen, welche bei niedrigster Wärme gedeihen, zuletzt hervorgekommen sein, weil die klimatischen Verhältnisse früher nicht stattfanden, die für solche Pflanzen die günstigsten sind. Damit steht freilich die Theorie Agassiz's im Widerspruch, nach welcher der jetzigen Erdperiode eine Zeit vorangegangen ist, wo nicht nur die Schweiz, sondern auch Frankreich und Deutschland unter einer fortdauernden Eisdecke, gleich wie jetzt die Polargegenden, begraben lagen. Aber der mancherlei Dinge nicht zu erwähnen, welche sich mit Zug gegen diese Annahme einwenden lassen, wollen wir hier nur daran erinnern, daß die vielen Spuren von Bäumen in Nord-Europa aus den jüngern und jüngsten tertiären Bildungen stark gegen dieselbe sprechen, wie denn auch die vielen Ueberreste einer Baumvegetation in den ältesten Torfmoor-Schichten und den submarinen Wäldern deutlich davon zeugen, daß es in oder unmittelbar nach der Diluvialperiode einen Baumwuchs in Nord-Europa gegeben haben muß, was nicht möglich gewesen wäre, wenn das mittlere Europa unter ewigem Schnee bedeckt lag. Endlich sprechen auch die fossilen Gerippe von Elefanten und Rhinocerossen in Sibirien gegen die Agassiz'sche Annahme. Denn, wenn es auch für einen Irrthum gehalten werden muß, daß man früher der Ansicht war, es sehe das Dasein dieser Thiere ein warmes Klima voraus, so bleibt doch gewiß, daß dieselben nicht in Gegenden leben konnten, welche immer unter Schnee und Eis begraben waren, und wenn schon Mittel-Europa ein solches Klima hatte, so mußte dasselbe noch mehr in Nord-Europa und Nord-Asien herrschen.

Es scheinen also auch die klimatischen Verhältnisse für ein junges Alter der Alpenvegetation zu sprechen. Doch ist mit dem Angeführten der Beweis dafür noch nicht vollständig geführt. —

Stärkere Beweise lassen sich aber vom eigenen Charakter der Alpen-Vegetation entnehmen, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Es ist hinreichend bewiesen und durch fossile Pflanzen bestätigt, daß die niedern Pflanzen früher als die höher wachsenden da gewesen sind. Die Geschichte der Erde hat also ebensowohl an den Pflanzen als an den Thieren eine Reihe von Entwicklungsperioden von einfachern

zu vollkommeneren Organismen aufzuweisen. In der ältesten oder sogenannten Steinkohlen-Periode herrschten blüthenlose Pflanzen (*Plantae vasculares cryptogamae*), in der mittlern Kohlenperiode Nadelhölzer und Cytaeden, welche zu den Dikotyledonen ohne Blütenkronen (*Dicotyledoneae apetalae*) gehören. Wenn uns diese Erfahrungssätze vorschweben, so werden wir auch annehmen geneigt, daß selbst in der jetzigen Pflanzenwelt ein ähnliches Verhältniß nachzuweisen sein muß, wiewohl dasselbe in geringerem Grade verspürt wird. Unter zwei verschiedenen Floren der Gegenwart wird also diejenige, in welcher die höhern Formen überwiegend sind, die jüngste derselben sein.

Die Geognosten nehmen an, daß die Berge Scandinaviens älter als die Alpen sind. Nun findet man aber, daß die lappländische Flora, welche auch die skandinavische Gebirgsflora ist, sich mehr zu der vorzeitlichen hinneigt, denn das Zahlenverhältniß der Blüthenlosen ist etwas größer, das der kronlosen Dikotyledonen ein ganz wenig größer, das der mit Krone versehenen Dikotyledonen aber viel kleiner. Ferner wird man bei Vergleichung der lappländischen und der skandinavischen Gebirgsflora mit der Alpenflora eine größere Abweichung in den Zahlenverhältnissen der großen Gruppen finden, als zwischen den Alpen und Deutschland, Scandinavien und Lappland, obgleich, wenn man auf den habituellen Charakter der Floren, der Familien, Geschlechter und selbst der Arten Rücksicht nimmt, die Uebereinstimmung zwischen der Alpenflora und der skandinavischen Gebirgsflora weit größer ist als diejenige, welche zwischen diesen und den entsprechenden niedrigeren Ländern stattfindet und, den klimatischen Verhältnissen nach, stattfinden müßte.

Eine andere Eigenthümlichkeit an einem Theile der Alpenpflanzen besteht in der auffallenden Unbestimmtheit der Arten, in einer wirklich merkwürdigen Formunsicherheit, die es unendlich schwer, wenn nicht unmöglich macht, ihre Art anzugeben, weshalb denn auch bei gewissen Formen von einem Verfasser viele, vom andern nur wenige Arten angenommen werden. Wir wollen bloß auf die Geschlechter *Draba*, *Arabis*, *Hieracium*, *Genliana* und *Salix* aufmerksam machen. Dieser Mangel an Entschiedenheit der Formen ist hier um so merkwürdiger, als die Alpenpflanzen sich mehr durch Knospen als durch Samen vermehren, und die Fortpflanzung durch Knospen bekanntlich den Charakter der Art besser bewahrt als die Samenvermehrung. Ist die oben angedeutete Ansicht richtig, daß die Pflanzen nicht von einzelnen Stammgewächsen, sondern von vielen Pflanzen-Individuen entsprungen sind, so dürfte es wahrscheinlich sein, daß sich eben dadurch erst allmählig bestimmte Arten bildeten, und daß einige verwandte Formen nach und nach durch Verpflanzung mittelst Samen oder Knospen ihren Typus befestigten, indem sie andere Formen unterdrückten oder verdrängten. Verhielte sich dieß in solcher Weise, so müßte auch die ältere Flora mehr feste und festere Formen als die jüngere aufzuweisen haben. Und wenn durch Menschenhände neue Pflanzenformen, Varietäten, gebildet wurden, so würde das nach dieser Anschauung eine Rückkehr zu den ursprünglichen Naturverhältnissen sein. Es verliert aber dieses Resultat viel von seiner Beweiskraft durch den Umstand, daß sich auch in der skandinavischen Gebirgsflora, die doch als älter angesehen werden muß, eine große Unbestimmtheit der Pflanzenformen offenbart, so daß man dennoch geneigter wird, die Ursache dieser Erscheinung im Pflanzenreich in der großen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Ortsverhältnisse zu suchen.

Obgleich nun so anzunehmende Gründe vorhanden sein dürften, die Alpenflora für jünger als die Flora des mitt-

lern Europa's und die skandinavische Gebirgsflora anzusehen, so wollen wir dieß doch noch nicht als bewiesen annehmen. Um Gewißheit darüber zu erlangen, sind noch viele Aufklärungen über geognostische Verhältnisse nöthig, die wir noch entbehren, und um vom innern Charakter der Floren zu schließen, ist noch erforderlich, daß wir durch Vergleichung vieler Floren Beweise für die Bedeutung der Zahlenverhältnisse unter den Hauptgruppen und ihre übrigen Eigenthümlichkeiten erhalten. Es wird ein recht ernstlich gemeintes Zusammenwirken von Botanikern, Geologen und Zoologen dazu erforderlich sein, um hier eine sichere Ernte erwarten zu dürfen. Uns war besonders darum zu thun, Botaniker zu einem umfassenden Studium der pflanzengeographischen Reiche und ihrer verschiedenen Charaktere, der geognostischen und physischen Situationen, worunter sie angetroffen werden, zu ermuntern. Jene obenstehenden Sätze können daher auch nur als Versuche oder Proben angesehen werden, die für eine gründlichere Forschung den Weg andeuten. Aus diesem Grunde wollen wir denn auch nur noch einige weitere dahinzielende Andeutungen folgen lassen.

Man weiß jetzt, daß Australien (Neuholland) und Südafrika sich durch einen hohen Grad von Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen auszeichnen, die daneben eine seltene Eigenthümlichkeit darbieten, während die Flora des extratropischen Südamerika's sowohl der Mannigfaltigkeit als der Eigenthümlichkeit entbehrt, und der europäischen und nordamerikanischen sich ziemlich nähert. Jene Mannigfaltigkeit läßt sich nicht durch eine angenommene Pflanzenwanderung erklären, weil weder Neuholland noch Südafrika dafür geeignet ist. Ersteres ist gänzlich vom Meere umschlossen, letzteres auf drei Seiten von demselben umgeben, auf der vierten von Bergen und unfruchtbaren Wüsten. Ebensovienig kann die Mannigfaltigkeit ihren Grund in klimatischen Verhältnissen haben, denn der Einfluß des Meeres in der südlichen Halbkugel bedingt nur geringe Verschiedenheit in denselben. Es fragt sich, ob diese eigenthümlichen Zustände in den drei Continenten der südlichen Halbkugel nicht am besten durch historische Verhältnisse zu erklären sein würden? — Auch auf Neuholland und in Südafrika scheinen die Pflanzenarten noch nicht fest zu stehen, aber auch hier zeigen die Familien, die zu den vollkommensten gezählt werden, große Entwicklung und werden mehr und mehr vorherrschend, wie z. B. die Akacien und Myrtaceen. — Die meisten Salzgewächse, Halophyten, gehören zu den am wenigsten entwickelten Dikotyledonen, nämlich zu den kronlosen, zu der Gruppe, welche in der Vorwelt einen ansehnlichen Rang eingenommen haben wird, als jetzt. Ob dieß vielleicht darauf hindeutet, daß diese Pflanzengattung zu einer ältern Pflanzen-Formation gehörte, die eben darum, weil sie an den Gestaden des Meeres gesunden worden ist, auch bei den Umwälzungen besser bewahrt werden konnte? —

Wenn einige Leser dieser Untersuchungen der Meinung sein sollten, es seien dieß Fragen, die zu keinem Resultate führen können, weil sie diese Art der naturwissenschaftlichen Forschung als eine unfruchtbare Arbeit ansehen, so hoffen wir sie zu bekehren, indem wir ihnen zu bedenken geben, was die Versteinerungslehre noch vor fünfzig Jahren war, und was sie dagegen jetzt ist? — Man darf daher die Hoffnung nicht aufgeben, auch in diesen Untersuchungen noch lange neue Fortschritte zu machen. Allerdings sind dem menschlichen Wissen überall Grenzen gesetzt, allein erst das Forschen lehrt uns diese Grenzen kennen. Die stumme Sphinx der Natur darf den Naturforscher nicht zurückschrecken, da es eben seine Aufgabe ist, das Neben von ihr zu erzwingen."